

Klaus-Dieter John

„Ich habe Gott gesehen“

Diospi Suyana –
Hospital der Hoffnung

Am Rande des Todes

Der Nebel hüllte die Serpentina in ein undurchdringliches Weiß. Vorsichtig manövrierte ich meinen Wagen über endlose Kurven den Pass hinauf.

David Brady und ich hatten in Abancay mit den Beamten der Regionalregierung verhandelt. Unsere Hartnäckigkeit hatte sich wohl gelohnt, denn die Behörde wollte in Kürze mit der Zementierung der Auffahrt zu unserem Missionsspital beginnen.

Gelegentlich flackerten verschwommen die Lichter entgegenkommender Fahrzeuge auf. Leider ließen sich diese gefährlichen Fahrten bei Nacht nicht immer vermeiden. Ich wischte die Windschutzscheibe mit der Hand und warf David neben mir einen vielsagenden Blick zu: „Wir werden bei diesem Wetter bestimmt eine Stunde länger nach Curahuasi brauchen als sonst“, meinte ich missmutig. Die Baumgrenze hatten wir längst unter uns gelassen, in wenigen Minuten würden wir die Passhöhe erreichen.

Die grellen Scheinwerfer näherten sich schnell. Der schemenhafte Umriss eines Lastwagens verließ die Innenkurve vor uns und nahm urplötzlich an Größe zu. Etwas war hier nicht in Ordnung ... Eben hatten uns die Lichtkegel des Wagens passiert, aber etwas Dunkles kam rasend auf uns zu und versperrte uns den Weg. Reflexartig zog ich meinen Allradwagen über die seitliche Begrenzung der Fahrbahn. Ich kannte jeden Meter der Straße und wusste, dass jenseits der Außenspur die Tiefe lauerte.

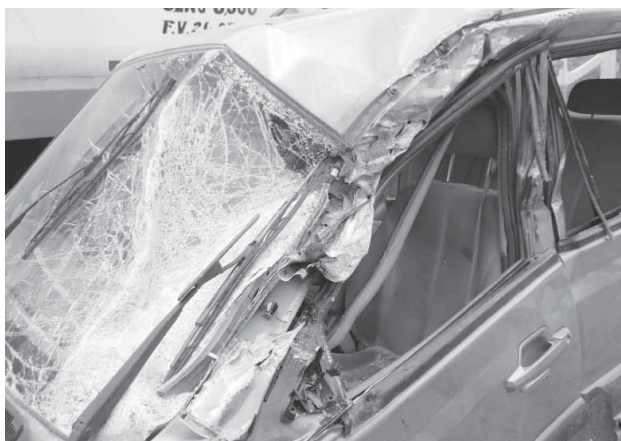
Der Aufprall mit dem Anhänger war hart. Ich erhielt einen Schlag von der linken Seite. Glassplitter wirbelten durch die Kabine und das Ächzen von Metall drang wie aus der Ferne an meine Ohren. Dann war es wieder still, aber mein Auto rollte geradeaus weiter, in Richtung Böschung. David Brady

saß wie gelähmt neben mir. Unendliche Augenblicke von wenigen Sekunden verstrichen. Schließlich gab David, ohne zu wissen, ob ich überhaupt noch bei Bewusstsein war, die rettende Anweisung: „Klaus, bremsen!“

Mechanisch presste ich meinen rechten Fuß aufs Pedal. Das Fahrzeug kam zum Stehen, haargenau an Rande des Abgrunds. Wir hatten überlebt – und das gleich zweimal unmittelbar hintereinander. Ein etwas anderer Winkel beim Zusammenstoß oder ein Sturz ins Bodenlose hätte zwei Witwen und sechs Halbweisen hinterlassen.

Da standen wir nun an der Unfallstelle. Bei Nacht, im Nieselregen auf 3700 Meter Höhe. Ungläubig starrte ich auf den Haufen Schrott vor mir, dem ich soeben nur mit größter Anstrengung über den Beifahrersitz entstieg war. Nur meine linke Schulter schmerzte und etwas Blut rann meine linke Wange hinunter.

Etwas später dachte ich: Gott hat wohl seine Gründe gehabt, unser Leben am 16. Dezember 2008 zu verschonen. Vielleicht war einer dieser Gründe unser Auftrag, die Geschichte von Diospi Suyana aufzuschreiben.



Eine Schulromanze fürs Leben

Unruhig rutschte ich auf meinem Stuhl hin und her. Aus den Augenwinkeln schielte ich heimlich zur anderen Seite des Klassenraums: Dort saß *sie*. Wie so oft war sie in ein Gespräch mit ihrer Banknachbarin vertieft. Schon seit sieben-einhalb Jahren besuchte sie das Elly-Heuss-Gymnasium in Wiesbaden – genauso lange wie ich –, aber zum ersten Mal nahm ich sie bewusst wahr. Das Kurssystem der Oberstufe hatte die alten Klassenverbände völlig durcheinandergewirbelt. Und plötzlich fand ich mich gleich in sieben Kursen mit diesem attraktiven Mädchen konfrontiert! In der Enge eines Schulraumes von nur 30 Quadratmetern.

Mehr noch als ihre blauen Augen, die mich mit wenigen Blicken ziemlich nervös machen konnten, war es ihre weiche, einfühlsame Stimme, die mich geradezu verzauberte. Mit meinen 17 Jahren hatte ich schon einige Tausend verschiedener Stimmlagen akustisch aufgenommen, aber diese Tonlage war anders. Pure Erotik, leise und verführerisch. Sie drang von meinem Ohr direkt ins Herz. Als Schulsprecher war ich es durchaus gewohnt, das große Wort zu schwingen. Vielleicht hörte ich mich sogar selbst gerne reden. Aber wenn *sie* sprach, verstummte ich und lauschte gebannt, um ja keine Silbe zu verpassen.

Die reizende Dame war ohne Zweifel das pulsierende Zentrum einer großen Mädchenclique. Das hatte ich als aufmerksamer Beobachter schnell festgestellt. Ob sie am Nachmittag das Pferd eines Geschäftsmanns ausritt oder am Abend mit ihren Freundinnen die einschlägigen Diskotheken der Stadt unsicher machte –, es war stets das Gleiche: Alle Freizeitaktivitäten waren spätestens am Ende der 6. Schulstunde mit einigen Mitschülerinnen bis ins Detail abgestimmt. Sie lebte in einer für mich fremden Welt.

Meine Herkunft war der Betrieb eines Familienunternehmens fleißiger Bäckerleute. Von nachts um zwei bis zu den Neuzehnuhr-Nachrichten im Radio arbeiteten meine Eltern unentwegt in der Backstube oder im Laden. Ihr nimmermüder Fleiß entsprang wohl dem Drang von Menschen, die alles verloren hatten, sich und ihren vier Kindern einen Lebensunterhalt zu sichern. Meine Mutter Wanda war eine Vertriebene aus Pommern, mein Vater Rudolf ein entlaufener Kriegsgefangener aus Schlesien. Ihre Herkunft aus dem Osten, das Leid des Krieges und schließlich auch die Liebe hatten die beiden Heimatlosen zu einer echten Schicksalsgemeinschaft zusammengeschweißt. Was sie jedoch am meisten verband, war ihr Glaube an einen persönlichen Gott.

Der Sonntagmorgen spielte sich bei uns stets in den Räumen der Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinde ab. Wir nannten das Gebäude liebevoll „Kapelle“. Die Gottesdienste kamen mir als Junge zwar lang, aber nicht langweilig vor. Obwohl ich mich mehr mit dem bunten Glasfenster in der Decke und den Gesichtern der Anwesenden beschäftigte, als auf das Gesagte zu achten, gruben sich viele Fragmente der Predigten in meine Erinnerung ein.

Spannend fand ich es dagegen, wenn Missionare vorbeikamen und uns mit Lichtbildern Einblick in ihre Arbeit gaben. In Gedanken bestieg ich mit ihnen den Einbaum, um gefährliche Stromschnellen des Amazonas zu bezwingen. Der Landrover, mit dem die meisten Missionare die afrikanische Savanne durchquerten, wurde für mich bald zum Inbegriff meiner „motorisierten“ Ambitionen. Jedes Dia auf der Leinwand roch nach Gefahr, Abenteuer und Exotik.

Am Abend las ich dann im Bett die Geschichten des Dschungeldoktors Paul White. Dieser Allgemeinarzt aus Australien hatte zwei Jahre seiner aktiven Laufbahn in den endlosen Weiten Tansanias verbracht. Als ob er als Arzt nichts Besse-

res zu tun gehabt hätte, schrieb er darüber Abenteuerromane für Kinder und Jugendliche. Der Doktor unter dem Affenbrotbaum wusste sicherlich nicht, was er mit seinen Erlebnisberichten bei mir anrichten würde. Die Buchbände von jeweils 100 Seiten füllten meine Fantasie mit geheimnisvollen Figuren und lebendigen Gestalten aus einem rätselhaften Afrika. Sie alle waren dazu angetan, meine Aufmerksamkeit mehr zu fesseln als der Alltag in Wiesbaden, einer mittleren deutschen Großstadt der Sechzigerjahre.

Schon aus Zeitgründen hatten meine Eltern bewusst auf einen Fernseher verzichtet. Wenn meine Schulkameraden in den Pausen die gängigen Filme besprachen und die Fernsehwitze des Vorabends wiederholten, schwieg ich. Ich hatte ihren Kommentaren zum bunten Geflimmer aus der Tele-Konserve nichts beizusteuern. Doch meine Stunde schlug im Unterricht, wenn der Lehrer von fremden Kulturen, fernen Ländern und ihren Entdeckern erzählte. Diese Welt kannte ich, denn irgendwie fühlte ich mich ihr zugehörig.

Wie von einer unsichtbaren Hand angezogen, ging ich mit diesem weiblichen Wesen langsam auf Tuchfühlung. Dabei kam mir während einem unserer ersten Gespräche die große Erleuchtung. Was das Mädchen mit den blauen Augen mir soeben mitgeteilt hatte, klang geradezu unglaublich. „Ich möchte nach dem Abitur einmal Medizin studieren und dann in einem Land der Dritten Welt arbeiten!“ Bereits in der achten Klasse hatte sie die umfangreichen Seiten eines Schulaufsatzes diesem ziemlich ungewöhnlichen Lebensraum gewidmet.

„Das will ich eigentlich auch“, entgegnete ich betont bei-läufig und betrachtete das hübsche Gesicht neben mir noch genauer als jemals zuvor. Könnte es etwa sein, dass sich unsere Wege nicht zufällig gekreuzt hatten? Würden sich mit diesem Wirbelwind an meiner Seite einmal meine geheimsten

Sehnsüchte erfüllen? Eine leise Ahnung regte sich. Tief in mir kam die Gewissheit auf, dass ich dieses Mädchen einmal heiraten würde. Martina Schenk, eine junge Frau voller Leidenschaft und Energie, und zudem ausgestattet mit der gleichen tiefen Entschlossenheit, die auch mir zu eigen war.

Sechs Wochen Ghana und zurück

Unsere Wege sollten sich seit dem Sommer 1978 nie mehr trennen. Zwar gab es gelegentlich offizielle Unterbrechungen unserer Freundschaft, aber irgendwie steckten wir beide ständig zusammen. Wir leiteten gemeinsam eine Jugendgruppe, gingen in die gleiche Kirchengemeinde, engagierten uns in der Friedensbewegung und teilten sogar denselben Freundeskreis. Und natürlich studierten wir gemeinsam Medizin an der Johannes Gutenberg Universität in Mainz. In unseren Unterhaltungen ging es oft um unseren zukünftigen Einsatz als Ärzte in einem Entwicklungsland. Das war in keiner Weise etwas Besonderes. Viele Medizinstudenten reden davon, zumindest bis zum Abschluss ihres Studiums. Dann holt die Wirklichkeit sie meistens ein, und es folgen Familiengründung, Facharztzeit und der Kauf eines passenden Hauses. Die Reihenfolge dieser Stationen mag unterschiedlich ausfallen, aber das Endergebnis ist fast immer das Gleiche – man bleibt in seinem Heimatland.